

Inklusion aus Elternperspektive: Kinder mit Down-Syndrom in KiTa und Schule

Cora Halder

Zitation:

Halder, C. (2016) Inklusion aus Elternperspektive: Kinder mit Down-Syndrom in KiTa und Schule. Sprachtherapie aktuell: Schwerpunktthema: Sprachtherapie und Inklusion. 3(1): e2016-03; doi: 10.14620/stadbs160903

Die Themen *Inklusion aus der Elternperspektive* und *Kinder mit Down-Syndrom in Kita und Schule* auf einem Symposium des Bundesverbandes der akademischen Sprachtherapeuten – wobei der Fokus doch wohl auf der Sprache liegt – unter einen Hut zu bringen, ist nicht so einfach.

Zunächst möchte ich meine persönlichen Erfahrungen schildern. Denn genau diese Themen, Sprache und Inklusion (damals sprachen wir noch von Integration), standen für uns nach der Geburt der Tochter im Mittelpunkt und entschieden sogar maßgeblich mit über unseren weiteren Lebensweg. Natürlich kann unsere Geschichte nur begrenzt als stellvertretend oder allgemein gültig angesehen werden. Denn bezogen auf die Entwicklung von Kindern mit Down-Syndrom gibt es kaum größere Unterschiede als die ihrer Sprachentwicklung. Auch die große Bandbreite in der kognitiven Entwicklung dieser Kinder hängt damit eng zusammen. Deshalb sind eine gute Sprachförderung und eine anregende Umgebung mit guten sprachlichen Vorbildern gerade während der ersten Lebensjahre so bedeutsam. Hier wird die Basis gelegt für die weitere Entwicklung des Kindes.

Meine zweite Tochter wurde 1985 in Wellington, Neuseeland, geboren. Mit dem Down-Syndrom. Für uns als Eltern zunächst ein Schock, damit hatten wir nicht gerechnet. Aber teils durch unsere eigene positive Lebenseinstellung und durch die guten Ressourcen, auf die wir zurückgreifen konnten, und teils durch die sehr positive Haltung der Menschen in Neuseeland, uns als Familie und diesem Baby mit Behinderung gegenüber – heute würde man sagen, es gab eine gute Willkommenskultur in dem Land, wo wir uns selbst erst zwei Jahre zuvor niedergelassen hatten, – konnten wir schon bald der Zukunft optimistisch entgegensehen.

Down-Syndrom? – da kann man etwas machen! lautete überall die Devise.

Unterstützung war sofort da, schon in der Klinik wurde mit Physiotherapie begonnen. Die Therapeutinnen eines interdisziplinären Teams, bestehend aus Physiotherapeutin, Logopädin und Sonderpädagogin, besuchten uns zu Hause ab der zweiten Lebenswoche unserer Tochter regelmäßig. Gemeinsam arbeiteten wir nach dem sehr strukturierten, australischen Frühförderprogramm "Small Steps" (Kleine Schritte) und die Dinge nahmen ihren durchaus sehr positiven Lauf.

Ich selbst hatte Erfahrung im Umgang mit Kindern mit Behinderung, hatte ich doch zwölf Jahre in der Schweiz und Deutschland mit gehörlosen Kindern gearbeitet, die zusätzlich Lerneinschränkungen hatten, und war deshalb, gerade was Sprache betraf bestens vorbereitet. Ich wusste einiges über Spracherwerb, über Artikulation und ich war mit der deutschen wie mit der englischen Gebärdensprache (Total Communication) vertraut. Letztere hatte ich in Neuseeland gelernt, für den Fall, ich würde dort einmal wieder mit gehörlosen Kindern arbeiten.

Als meine Tochter vier Wochen alt war, begegneten wir bei einem Elterntreffen Prof. Murdoch, in Neuseeland der Spezialist in Sachen Down-Syndrom schlechthin. Er empfahl mir, mit

meinem kleinen Baby über Gebärden zu kommunizieren. Da sträubte sich alles in mir. Nein, das wollte ich nicht. Mir schien, dass ich meine Tochter noch mehr behindert machte, wenn ich gebärden würde. Sie hatte doch schon das Down-Syndrom, und jetzt sollte ich sie auch noch so behandeln als sei sie gehörlos. Nein, das konnte ich nicht.

Dabei wäre ja gerade ich darauf bestens vorbereitet gewesen. Aber ich verstand schlicht und einfach nicht, weshalb ich das machen sollte. Vielleicht hat es mir der bestimmt gut meinende Professor erklärt, aber das war zu diesem Zeitpunkt einfach noch zu früh, ich hatte noch zu wenig Kenntnisse über DS und habe ihn deshalb nicht verstanden.

Heutzutage empfehle auch ich den Eltern, mit ihrem Kind Gebärden zu benutzen – zwar nicht von Geburt an, sondern ein wenig später – aber heute verstehe ich, weshalb das wichtig und äußerst förderlich für den Spracherwerb sein kann.

Sprache blieb ein Thema, denn uns beschäftigte auch die Frage, können wir innerhalb der Familie weiterhin Deutsch (sowie ein wenig Niederländisch) sprechen und zusätzlich auch die englische Sprache pflegen? Würde ein Kind mit Down-Syndrom zwei Sprachen bewältigen können? Mir schien das damals unrealistisch. Man müsste wahrscheinlich froh sein, wenn das Kind überhaupt zur Sprache kam! Über Sprachförderung bei Kindern mit Down-Syndrom gab es damals noch sehr wenig Literatur, und über die Möglichkeit der Mehrsprachigkeit bei Down-Syndrom schon gar nicht.

Durften wir von nun an in der eigenen Familie nur Englisch sprechen? Es war schlecht vorstellbar und irgendwie auch unnatürlich. Die ältere Tochter sollte auf jeden Fall zweisprachig aufwachsen. Ausserdem fühlte es sich wie ein großer Verlust an, wenn wir unsere Muttersprachen einfach ignorierten. Identität, Kultur, das alles ist eng mit Sprache verbunden. War es ein Grund, zurück nach Deutschland zu gehen?

Als Sonderpädagogin mit jahrelanger Erfahrung in der Arbeit mit behinderten Kindern – innerhalb des Sonderschulsystems, versteht sich, (wir reden von den Jahren 1971 bis 1983) – informierte ich mich natürlich bald danach, wie es weitergehen sollte. Was kommt nach der Frühförderung? Wie sieht es mit Kindergarten und Schule aus? Dabei stieß ich auf Verwunderung und Unverständnis. Wieso Kindergarten, Schule? Kinder gehen einfach dort in den Kindergarten, wo sie wohnen: in den Kiga um die Ecke und danach in die nächstgelegene Schule!

Ja, ABER ... ein Kind mit Down-Syndrom müsste doch in eine spezielle Schule, eine Sonderschule, mit anderen Kindern mit Behinderung. Wie soll das in einer Regelschule funktionieren? Das ist doch unmöglich. Ich war entsetzt!

Noch ein Grund, zurück nach Deutschland zu gehen?

Tatsächlich, wir kamen zurück!

Im Nachhinein wissen wir: Das wäre nicht notwendig gewesen. Wegen der Sprache nicht, und wegen der Sonderschule schon gleich gar nicht.

Denn Deutsch und Englisch hätte meine Tochter in NZ locker geschafft. Wir wissen heute, dass Kinder mit Down-Syndrom zwei Sprachen lernen können. Dazu gibt es viele Beispiele und Studien, die das belegen.

Und das Thema Sonder- oder Regelschule stellte sich in Deutschland erst recht. Aber genau umgekehrt! Und es wurde zu einer fast alles beherrschenden Herausforderung. Viele Jahre lang. Denn der Kampf um Integration begleitet uns bis zum heutigen Tag!

Kaum waren wir nämlich zurück, gerieten wir in sogenannte Integrations-Kreise, beispielsweise „Gemeinsam leben, gemeinsam lernen!“ Es waren die ersten engagierten, motivierten Eltern, die für die Integration ihrer Kinder in eine Regelschule kämpften! Ihre Argumente waren so überzeugend, so logisch, dass ich, als überzeugte Sonderschulbefürworterin, eine 180-Grad-Kehrtwende machte. Plötzlich begriff ich, dass, wenn ich ein möglichst selbstständiges Leben in der Gesellschaft für meine Tochter möchte, dies niemals über den Weg durch die Sonder-Institutionen erreicht werden konnte.

Ab sofort setze ich mich für die Integration meiner Tochter ein – es wurde ein steiniger Weg und das ist es immer noch! Dreißig Jahre lang haben wir es geschafft. Es hat viel Mühe gekostet. Kürzlich stand ich nahe davor, das Handtuch zu werfen, den Weg zu verlassen. Dann ging es doch wieder integrativ weiter.

Gegenüber unserer Tochter fühlen wir eine große Verpflichtung, das inklusive Leben, das sie führt und genießt, zu garantieren. Dies wird uns Eltern nicht leicht gemacht. Das hätten wir in Neuseeland alles einfacher und selbstverständlicher haben können!

Gehörten wir damals mit unserem Wunsch nach Integration sowohl im Kindergarten wie anschließend in der Schule noch zu den Aussenseitern, die mit ihren Anliegen oft nicht verstanden wurden – es gäbe doch die schöne, beschützende „Sonderwelt“, die gut ausgestattete Förderschule – ist die Situation heute deutlich anders. Durch die vielen guten Erfahrungen und gelungenen Beispiele von Integration/Inklusion und durch die Gesetzeslage, die das Recht von Kindern mit Behinderungen auf Teilhabe in der Gesellschaft und auf Bildung im allgemeinen Bildungssystem festschreibt, haben Eltern heute eine ganz andere Ausgangssituation.

So besuchen inzwischen 95 % aller Kinder mit Down-Syndrom einen Regelkindergarten. Nur sehr selten wählen Eltern freiwillig eine Sondereinrichtung. War es in den neunziger Jahren noch so, dass wir als Eltern die Kindergärten besuchten, um über Down-Syndrom zu informieren und um Plätze für unsere Kinder zu „betteln“, erhält beispielsweise heutzutage das Deutsche Down-Syndrom InfoCenter regelmäßig Anfragen von Kitas, ob es nicht ein Kind vermitteln könne, es wäre ein Platz frei und man würde sehr gerne wieder ein Kind mit Trisomie 21 aufnehmen! Ein Erfolg – es hat zwar 20 Jahre gedauert, aber immerhin.

Auch inhaltlich hat sich vieles gewandelt. Damals waren wir schon glücklich, wenn unser Kind nur „dabeisein“ konnte, wenn es in einem „normalen“ Umfeld mit Kindern ohne Behinderungen spielen „durfte“. Wir stellten keine große Forderungen, wagten noch nicht, mit Sonderwünschen vorzupreschen, denn zu kostbar war dieses gerade so hart erkämpfte „Privileg“! Das wollte man nicht gefährden, indem man vom Kindergarten zusätzlich noch Therapien oder eine passende Förderung verlangte. Das erledigte man am Nachmittag privat.

Das sieht heute anders aus. Eltern stellen hohe Erwartungen an die Kindergärten. Sie erwarten in inklusiv arbeitenden Kitas zu Recht Personal, das in der Ausbildung und in Fortbildungen schon Grundkenntnisse über DS erwerben konnte, und sie verlangen die Zusammenarbeit mit Physio- Sprach- und Ergotherapeutinnen direkt vor Ort. Eltern setzen diesen „Rundum-Service“ als Selbstverständlichkeit voraus. Da ihnen manchmal sogar mehrere Optionen offen stehen, wägen sie genau ab, welche davon für ihr Kind, für die Familie am besten ist.

Gerade in Bezug auf Sprache wird genau hingeschaut. Möglichkeiten, die die Sprachentwicklung der Kinder mit Down-Syndrom unterstützen, sind den meisten Eltern bekannt. Schon zu Hause arbeiten sie z.B. mit GuK (Gebärden unterstützte Kommunikation). Deshalb ist es für sie bei der Kindergartenwahl ein wichtiges Kriterium, ob mit GuK gearbeitet

wird. Im späteren Verlauf sollte eventuell auch mit der Methode des frühen Lesenlernens begonnen werden. Beide Methoden haben sich in den letzten 15 Jahren als sehr förderlich für den Spracherwerb bei Kindern mit Trisomie 21 erwiesen.

In der Beratungsarbeit können wir Eltern, die mit ihrem Neugeborenen zu uns kommen, für die ersten Lebensjahre eine wirklich positive Perspektive aufzeichnen. Eine gute medizinische Versorgung sowie die therapeutische Unterstützung steht allen zur Verfügung. Kinderärzte und Therapeutinnen, die im Frühbereich arbeiten, sind in der Regel gut über Trisomie 21 informiert, Eltern finden ein dichtes Netz an Frühförderstellen vor und etliche Möglichkeiten, mit anderen Eltern in Kontakt zu treten, von der klassischen Selbsthilfegruppe bis zu Chats, Blogs, Facebook usw.

Fast überall wird von Inklusion als einer Selbstverständlichkeit, als einem Recht ausgegangen, das eigentlich keiner Diskussion mehr bedarf. Höchstens über eine noch bessere Umsetzung müsste man diskutieren, über den Einsatz von Integrationshelfern, über geeigneteres Lehr-/Lernmaterial.

Eigentlich – denn wie schön dies nun klingt, die Realität sieht manchmal eben doch etwas anders aus und wir erfahren auch Beispiele, die mit Selbstverständlichkeit nichts zu tun haben. Sogar im Kiga-Bereich gibt es ab und zu leider noch Barrieren. In den Baby- und Kleinkind-Sprechstunden des DS-InfoCenters berichten uns Eltern über solche Missstände.

Schwierig wird es vor allem, wenn die Kindergartenzeit vorbei ist und der Wechsel in eine Schule ansteht. Denn im Schulbetrieb ist die Inklusion noch lange nicht überall angekommen. Und das, obwohl das Recht auf Bildung für behinderte Kinder innerhalb des allgemeinen Bildungssystems bereits 2006 in der UN Behindertenrechts-Konvention festgeschrieben wurde (Art. 24 Recht auf Bildung) und dieses Gesetz in Deutschland im März 2009 in Kraft getreten ist.

Wir wissen von vielen Eltern, die kämpfen müssen, die sich einen Anwalt nehmen, die die Presse einschalten oder Politiker auf den Plan rufen, um das Recht ihres Kindes auf eine inklusive Schulbildung durchzusetzen. In ihrer Verzweiflung wechseln manche Eltern sogar den Wohnort oder das Bundesland, in der Hoffnung, an einem anderen Ort Inklusion für ihr Kind ermöglichen zu können. Ich kenne sogar Familien, die ihren Wohnsitz ins Ausland verlegten!

Man mag sich fragen, weshalb sich Eltern so etwas antun, könnten sie es doch viel entspannter haben, würden sie ihr Kind einfach in die Förderschule vor Ort schicken.

Eine Erklärung könnte sein: Eltern möchten das Beste für ihr Kind, und das bedeutet für die meisten Eltern: ihr Kind soll möglichst selbstständig werden, dazu muss es möglichst viel lernen und das, so sind Eltern überzeugt, geht nur in einer Umgebung mit Kindern ohne Behinderung. Dort soll es sich von Anfang an aufhalten, die „Spielregeln“ lernen, damit es sich später, als Erwachsener, in der Gesellschaft, in der Kommune auskennt. Denn dort soll ihr Sohn, ihre Tochter später wohnen und arbeiten, teilhaben am öffentlichen und am kulturellen Leben, Zugang haben zu Sport- und Bildungsangeboten.

Weshalb ist dies Eltern so wichtig?

- Weil wir alle wissen, wie wesentlich es ist, dazuzugehören und nicht ein Aussenseiter zu sein, der sich am Rand der Gesellschaft in einer Sonderwelt bewegt.

- Weil wir wissen, dass unser Kind nur dort möglichst viel lernen kann, wo es Anregungen bekommt von anderen Kindern und Erwachsenen, die ihm die Welt zeigen und erklären können, die Wegweiser und Vorbild sind.
- Weil auch wir Eltern uns nicht wegdrängen lassen möchten aus der Welt, in der wir bis dahin unterwegs waren.
- Und weil unsere Kinder einfach ein Recht darauf haben!

Deshalb kämpfen wir dafür, dass unsere Kinder Regelschulen besuchen können, dass sie die nötige Assistenz bekommen, dass sie dort entsprechend gefördert werden. Dass sie lesen, schreiben und rechnen lernen, dass ihnen nicht Fächer wie Geschichte oder Geografie einfach vorenthalten werden, weil sie das – ich zitiere „doch nicht verstehen“ oder „nicht brauchen werden“.

So wurde im vorigen Jahrhundert gedacht und gehandelt. Heute zeigen Studien, wie erstaunlich lernfähig unsere Kinder sind, was sie erreichen können, wenn die Rahmenbedingungen stimmen, und es tut mir weh zu wissen, dass man ihnen so lange Zeit das Recht auf eine gute Bildung abgesprochen hat.

Es stimmt aber noch trauriger, wenn wir sehen, dass heute hier und da noch genau so gedacht und gehandelt wird. „Sind sie nicht glücklicher, wenn man sie nicht mit all diesem Wissen belastet? Ist es nicht besser, wenn man ihnen den Alltagsstress erspart? Sind sie nicht überfordert und ist es nicht besser, wenn sie „unter sich“ bleiben? Ist Inklusion nicht die reinste Überforderung für sie und für uns alle?“

Nein, ich persönlich glaube das nicht. Inklusion ist kein Zuckerlecken, ist nicht „a bed of roses“! Aber sie ist notwendig in unserer Welt, es ist die einzige Überlebenschance für unsere Gesellschaft – und nicht nur in Bezug auf Kinder mit Behinderung. Wir müssen akzeptieren, dass es diese Vielfalt gibt, müssen lernen damit umzugehen und sie als Bereicherung statt als Belastung sehen.

Ich möchte noch einmal auf die Sprache zurückkommen. Einerseits sehen wir, dass durch die Inklusion unsere Kinder bessere Entwicklungsmöglichkeiten, gerade auch was Sprache anbelangt, haben. Das zeigen uns viele erfreuliche Beispiele. Die Jugendlichen von heute verfügen über wesentlich mehr Sprache, als dies früher der Fall war. Sehr viele von ihnen können lesen. Studien aus dem Ausland nennen dafür Zahlen, z.B. dass bis zu 90 % der Teenager über Lesekenntnisse verfügen, wobei sie dabei logischerweise unterschiedliche Leseniveaus erreichen, aber immerhin.

Wir persönlich bekamen (in Deutschland) anfangs von Pädagogen noch gesagt, dass unsere Tochter nie lesen lernen würde und wir froh sein könnten, wenn sie sich überhaupt verständlich machen könnte!

Lesen und sprechen zu können, bedeutet für den Lebensalltag einen unschätzbaren Gewinn! Es beinhaltet nicht nur die Möglichkeit mit anderen kommunizieren zu können, sondern gleichzeitig auch die Möglichkeit zu einer Aus- und Weiterbildung. Und dass es dazu auch für Menschen mit Down-Syndrom nie zu spät ist, zeigt uns u.a. eine interessante Studie aus Israel: junge Menschen mit Trisomie 21 an der Uni in Tel Aviv blühten dort richtig auf. Die zuständige Professorin Hefziba Lifshitz-Vahav beschreibt es so: „Ich stelle fest, diese Menschen sind auch mit 30 Jahren erstaunlich lernbegierig und leistungsfähig – oder gerade mit 30 Jahren, weil sie dann über genügend Lebenserfahrung verfügen und richtig erwachsen geworden sind.“

Mit besseren Sprachkenntnissen haben sie später als Erwachsene auch ganz andere Chancen, auf dem Arbeitsmarkt anzukommen. Denn auch hier soll es möglichst inklusiv innerhalb der Gesellschaft weitergehen.

Mir ist bewusst, dass Inklusion auch viele Fragen aufwirft, dass Lehrer/innen vor großen Herausforderungen stehen, dass manche Kinder in manchen Situationen untergehen können, überfordert oder unterfordert sind, dass manche Eltern unrealistische Vorstellungen haben, und dass wir manchmal das Gefühl haben, es gelingt uns einfach nicht.

Mir ist ebenfalls sehr klar, dass Kinder mit Down-Syndrom in ihrer Art sehr unterschiedlich sein können, ruhig, manchmal fast phlegmatisch, bis hin zu sehr quirlig oder gar hyperaktiv; es gibt Kinder mit autistischen Zügen oder anderen besonderen Verhaltensweisen. Was ihren individuellen Entwicklungsstand betrifft, gibt es ebenfalls große Unterschiede: von Kindern, die sich nur sehr langsam entwickeln, bis zu denjenigen, die mit vielen ihrer Fähigkeiten im oberen Bereich der Lernbehinderung liegen. Die große Bandbreite in ihrer Fähigkeiten und die vielen unterschiedlichen Verhaltensaspekte stellen also durchaus eine große Herausforderung für das Lehrpersonal da.

Und dennoch ist dies alles ist kein Grund, keine Willkommenskultur an Schulen zu betreiben oder den Kopf in den Sand zu stecken. Ich bin davon überzeugt, dass schulische Inklusion gelingen kann! Es gibt Lösungen für alle Probleme, wir können sie nicht alle auf einmal lösen, aber das verlangt auch niemand. Integrativ arbeitende Schulen lernen jedes Jahr dazu, sie werden immer besser. Einen Weg zurück gibt es sowieso nicht mehr. Es macht deshalb wenig Sinn, einem Schulsystem nachzutruern, das es auf Dauer nicht mehr geben wird. Besser ist es, nach vorne zu schauen und gemeinsam Vielfalt zu leben.

Der größte Teil der Kinder und Jugendlichen mit Down-Syndrom in Deutschland besucht immer noch die Förderschule. Die meisten ihrer Eltern wünschen sich dies anders. Aber sie finden in ihrer Nähe keine Schule, die bereit ist, ihr Kind aufzunehmen, und sie trauen sich nicht, das Recht ihres Kindes auf Bildung in einer Regelschule durchzusetzen, aus Angst, dies könne sich negativ auf ihr Kind auswirken. Oder sie haben weder die Kraft noch die Ressourcen dazu.

Andere Eltern sind skeptisch, weil sie wissen, dass viele Schulen nicht genügend auf Inklusion vorbereitet sind. Sie befürchten, ihr Kind würde nicht die nötige Unterstützung bekommen, zu wenig lernen, eventuell sozial im Abseits stehen und sich immerzu als „schwächstes Glied“ erfahren.

Auch gibt es noch Eltern, die einfach davon überzeugt sind, dass ihr Kind am besten in einer geschützten Umgebung aufgehoben ist und von Inklusion nichts halten, wenigstens nicht für das eigene Kind.

Ich kann die Ängste, die Skepsis und die Unsicherheit verstehen. Auch ich habe all diese Gefühle durchlebt.

Wenn ich die Erfahrungen mit schulischer Integration aus dem Ausland (aber auch schon in Deutschland) betrachte oder die Ergebnisse von Studien sehe, die feststellen, dass Kinder, die Inklusion erlebt haben, – sowohl im Kindergarten als auch in der Schule – in ihrer sozialen Kompetenz sowie in schulischen und in Alltagsfähigkeiten eindeutig besser abschneiden und deswegen für ein Leben in der Gesellschaft besser gerüstet sind, ist es deprimierend zu sehen, dass Familien häufig der Mut verlässt, sie die Kraft verlieren und sie zu wenig Unterstützung bekommen, um ihrem Kind diesen Weg zu ermöglichen!

Vielleicht interessiert es Sie, was meine Tochter heute macht. Sie wohnt in einer eigenen Wohnung und geht jeden Tag zur Arbeit. Sie hat eine Teilzeitstelle als Betreuungsassistentin in einem Seniorenzentrum. Ihre wichtigsten Aufgaben? Vorlesen z.B. aus der Tageszeitung oder aus der Bibel, und Gespräche führen mit den alten Menschen. Worüber? Einfach über alles. „Man muss den Trigger kennen!“ erklärt sie mir. Und dann erzählen die Menschen gern darauf los ... mal ist es Angeln, mal Häkeln, mal der Urlaub in Italien, mal die Oper. Andrea die eine gute Allgemeinbildung hat, versteht es, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, sich mit ihnen über nahezu jedes Thema zu unterhalten.

Wer hätte das damals, 1985, geahnt? Ihr gutes Sprachverständnis und Sprachvermögen ermöglichen diesen regulären Arbeitsplatz. Die Themen Sprache und Inklusion stehen somit immer noch im Fokus. Entwicklung wird durch viele Faktoren beeinflusst: die individuelle genetische Ausstattung, die Gesundheit, die familiären Bedingungen u.A. spielen dabei eine Rolle. Ich bin jedoch davon überzeugt, dass die Inklusion und die gute Sprachförderung den günstigen Verlauf ihrer kognitiven Entwicklung entscheidend mitgeprägt haben und ihr heutzutage die Teilnahme am Leben in der Gesellschaft ermöglichen.

Es ist der größte Wunsch von Eltern, dass ihr Kind als Erwachsener ein glückliches Leben in der Gesellschaft führen kann. Inklusion ist, meiner Meinung nach, die beste Voraussetzung dafür.

Korrespondenzadresse:

Cora Halder

e-Mail: halder.cora@t-online.de